

# Mercator-Anzeiger

## Hindenburgs Ehrung am 2. Oktober.

Der Hauptfesttag.

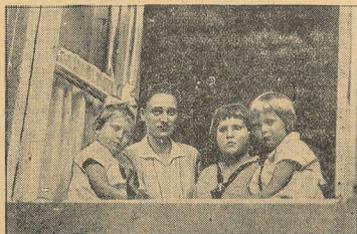
Das in reichem Schmucke dragende Berlin bot am Sonntag das Bild eines geradezu außerordentlichen Ereignisses. Die wehenden Fahnen, die Dekorationen an Gebäuden und in den Schaufenstern sahen auf ein bewegtes Leben in den Straßen. Zahllose mit Blumen geschmückte Autos, die fast einen Corso zur Begrüßung des Reichspräsidenten bildeten, freuten sich durch die Menge, unter der sich ungezählte zur Teilnahme an der Feier nach Berlin gefommene Fremde befanden. Vereinigungen und Korporationen zogen, teilweise in Uniform, mit Ehrenzeichen und Bannern auf zur Späteröffnung an der Straße, die Hindenburg nur gade nachmittags zur Fahrt ins Stadion benutzen sollte.

Der Vorabend hatte die Gedenkveranstaltung im Zoologischen Garten gebracht. Es beteiligten sich daran der Deutsche Offiziersbund, der Veteranenbund deutscher Offiziere, der Marineoffiziersverband und der Reichsoffiziersbund 1900 Offiziere mit ihren Damen nahmen teil. Als der Reichspräsident in der Generalfeldmarschalluniform mit Wägen im Kranzgebäude, erlangten tausendstimmige Hochs und Hurrarufe. Unter den Anwesenden sah man viele alte Generäle, so Generalmarschall v. Waldenau, die Generaloberen v. Lüttichow und von Goltz, ferner die Generale v. Mollath, v. B. Müller, Graf Schömer, v. Lohow und v. Ziehlitz. Im Verlaufe des Abends bestaunte die Generalmarschall v. Waldenau den Reichspräsidenten und brachte ein Hoch auf ihn aus, in das die Teilnehmer begeistert eintraten. Reichspräsident von Hindenburg dankte herzlich für die Glückwünsche. Nach einem selbständigen Aufenthalt begab sich der Reichspräsident zum Zapfenstreich nach seinem Palais. Hierin Wendehaus bestimmte die Besetzung der Ehrenwache durch die Grenzwachbataillon mit dem anschließenden Feuerwerk.

## Der Zapfenstreich.

Nach Eintritt der Dunkelheit hatten sich in der Wilhelmstraße vor dem Reichspräsidentenpalais und in der weiteren Umgebung Hunderttausende von Menschen angehäuft, die Zeugen des angelegentlich Zapfenstreichs sein wollten. Ein großes Polizeibataillon sorgte für Aufrechterhaltung der Ordnung. Gegen 9 Uhr begann die Auffahrt der geladenen Gäste, die Reichsminister mit ihren Damen, die Spitzen der Marine und der Reichswehr, die Generalität. Einige Minuten vor 9 Uhr kündigten Sprechern von den Linden bei des Herannahens des Reichspräsidenten, der von der Beurlaubung der Offiziersverbände zurückkehrte, an. Er fuhr vor dem Palais vor und wählte beim Eintritt die Menge freizumachen. In seiner Begleitung befanden sich zahlreiche alte Offiziere. Die geladenen Gäste hatten sich mittlerweile in den Vorhof des Palaises begeben. Kurz nach 9 Uhr marschierte die Wachtruppe mit Speleuten und Fackelträgern an. Sie folgte die Fackelkompanie mit den Fahnen der drei Hindenburg-Regimenten, des Infanterieregiments Generalmarschall von Hindenburg 2. Marfisches Nr. 147, des 3. Garderegiments zu Fuß und des Oldenburgischen Infanterieregiments Nr. 91. Besonders bemerkenswert wurde eine Fackeltruppe des 3. Garderegiments, die ihr Licht im Kampf verloren hatte. Dann folgten die zehn Mühlrohrs-Regimente des Infanterie-Infanterie-Regiments, die mit dem Preussischen Marsch angetreten waren und im Vorhof des Palais aufgestellt nahmen.

## Hindenburgs Familie.



Frau von Hindenburg, die Schwiegereltern des Reichspräsidenten, mit ihren Kindern und dem Söhnchen der Tochter des Reichspräsidenten.

Der Reichspräsident betrat den blumengeschmückten Balkon und grüßte herzlich. Die Musik spielte den Marsch „Deutscher Treuehahn“ — dann u. a. den Zogner und den Hohenzoller Marsch. Anschließend erkante der Große Zapfenstreich. Als die Musik „Ich bete an die Macht der Liebe“ intonierte, entblößten alle Zuschauer die Häupter. Dann spielte die Musik die erste Strophe des Deutschen Liedes, die die gesamte Menge — wiederum entblößten Häupter — mitging. Mit dem Pariser Gungsmarsch zogen die Truppen ab. Hinter ihnen drang die Menge der Zuschauer unauhaltbar vor, durchbrach die Polizeireihen und umringte das Präsidentenpalais mit stürmischen Rufen nach Hindenburg. Erst als der Reichspräsident sich mehrmals auf dem Balkon gezeigt hatte, wo er sich dankend verneigte und mit der Hand winkte, trat Verbannung ein und die Zuschauer entfernten sich in guter Ordnung. Den weiteren Abend verlebte der Reichspräsident inmitten seiner Familie, während in der Stadt in vielen Lokalen sich Festfreude vermittelten.

## Der Gratulationsempfang.

Am frühen Morgen des Sonntags brachte eine Reichsrechtshalle dem Festereien ein Ständchen im Vorarten des Palais. Später begab sich der Reichspräsident zum Gottesdienst. Nachdem er zurückgekehrt war, begann die Reihe der Gratulationsempfang mit dem Empfang der Reichsregierung. Um 11:30 Uhr versammelten sich im festlich geschmückten Großen Saal des Präsidentenpalais Reichsminister und Staatssekretäre und andere hohe Beamte. Zur festgesetzten Zeit betrat der Reichspräsident, begleitet von seinem Staatssekretär Dr. Meißner und seinem Sohne und Adjutanten Major von Hindenburg, den Saal. Vor der Mitte der zur Begrüßungsdauer erscheinenden Herren richtete der Reichspräsident die folgende Ansprache an die Reichspräsidenten:

## Ansprache des Reichspräsidenten.

Ich habe die hohe Ehre, Ihnen, Herr Reichspräsident, an dem Tage, an dem sich die heißen Wünsche unseres

ganzen Volkes Ihnen zuzuwenden, die aus tiefer Empfindung kommenden Glückwünsche der Reichsregierung darzubringen. Es ist für uns herzenseelig, Ihnen selbst, hochverehrter Herr Reichspräsident, aufrichtigsten Dank dafür auszusprechen, daß Sie die Ihnen von der Vorsehung verliehenen hohen Gaben reichhaltig dem Dienst des Vaterlandes geweiht haben.

Wiesam war mit den Geschehnissen der Nation Ihr eigenes Leben ausfüllt verflochten. Das Volk in Waffen, an dessen Spitze Sie jahrelang den deutschen Gauen in überlegener Weisheit die Schrecken des Krieges ferngehalten hatten, haben Sie unter inneren und äußeren Schwierigkeiten nie erlärten Ausmaßes Ende 1918 zu den Werken des Friedens zurückgeführt. Nicht zuletzt durch diese Tat, welche Ihr unerschütterlicher Amtsbewußtsein und die Kraft der Gerechtigkeit anerkannt hat, wurde dem deutschen Volk in einer der dunkelsten Stunden seiner Geschichte der einzig mögliche Weg zu einer helleren Zukunft gewiesen, der Weg der Selbstüberwindung und der Zurückstellung nach so lebensgefährlicher Geistesarbeit hinter die große gemeinsame Aufgabe des Wiederaufbaus. Der heilige Wunsch, daß sich das deutsche Volk immer mehr auf diesem Wege zusammenfinden möge, hat Sie nach dem Eintritte unseres ersten Reichspräsidenten zu dem schweren Opfer bewegen, dem Ruf der Nation zu folgen und das verantwortungsvolle Amt des Reichspräsidenten zu übernehmen. Jeder, der sich als Deutscher fühlt, erblickt heute in Ihnen, hochverehrter Herr Reichspräsident, die reinste Bestimmung und das lebendige Vorbild der selbstlosen Hingabe an das Ganze, der unbedingten Treue zur übernommenen Pflicht und des unerschütterlichen Glaubens an die Zukunft von Reich und Volk.

Und deshalb glaube ich in Ihrem eigenen Sinne zu sprechen, wenn wir die Hilfe der guten Wünsche der Reichsregierung zum heutigen Tage in dem einen Wunsch zusammenfassen, daß es unserem Reichspräsidenten beschieden sein möge, in seinem hohen Amt das deutsche Volk mit Gottes Hilfe weiterzuführen in wachsender Einigkeit und friedlicher Weiterentwicklung.

## Hindenburgs Antwort.

Sofort nahm der Reichspräsident das Wort und dankte mit folgenden Worten:

Herr Reichspräsident! Meine Herren! Haben Sie erwiderten Dank, Herr Reichspräsident, für die persönlichen Glückwünsche, die Sie mir senden hier im Namen der Reichsregierung ausgesprochen haben. Ich verbinde hiermit den Dank an das deutsche Volk, das mir in so vielen Zuschriften und Zeichen freundschaftlicher Stimmung heute öffentlich gedankt hat. Mein Gedanke in dieser Stunde gilt meinen Volksgenossen in den besetzten

## Reinischen Gebieten.

deren Befreiung von fremder Besatzung zu unserer höchsten Enttäuschung noch nicht erreicht werden konnte; ich erwische Sie bewegter Herzens mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß dem Lande am Rhein bald die Freiheit beschieden sein möge. Dies zu erreichen, wird die vornehmste Aufgabe der deutschen Politik sein. Sie, Herr Reichspräsident, haben in freundschaftlichen Worten über mein Werk hinaus meine Arbeit in den langen Jahren des Friedens und in der schweren Zeit des Krieges gedankt. Ich habe aber stets nur meine Pflicht getan, und ich werde auch die Spanne Zeit, die mir noch gegeben ist,

## Um Hans Guldners

ROMAN VON WOLFGANG MARKEN  
URBEREITER SCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAG

Carlton-Hotel.  
Direktor Popper von der Kaufmannskolonie in Cincinnati war eingetroffen und wartete ungeduldig auf den einflussreichen Schulze.  
Endlich erliefen der Ermartere.  
Kräftig schüttelte ihm Popper die Hand.  
„Nun, Mister Schulze, alles in Ordnung?“  
„Krompt belohnt. Ihr Elektriker hat das prachtvoll gemacht. Hat er Ihnen nichts berichtet?“  
„Weiß ich. Da, andere das?“  
„Da, das müssen wir dem Zufall überlassen. Sider ist, daß Mr. Tate, der Japaner, um Viertel neun Uhr den Generaldirektor Ball einen Besuch abstattet, um das Geschäft mit ihm in Ordnung zu bringen. Ich hoffe, daß nichts dazwischen kommt. Der Besuch findet sicher im Werk statt. Balls Arbeitszimmer ist absolut schalllos. Einen günstigen Raum gibt es nicht. Da außerdem Balls Büro gelindert worden ist, glaube ich kaum, daß er den Zusammenkunftsort wechselt.“  
Der Direktor nickte eifrig.  
„Und — ob mir etwas zu hören bekommen?“  
Schulze nickte die Abscheu.  
„Das läßt sich natürlich nicht voraussagen. Da müssen wir abwarten. Vermutlich werden sie auch japanisch miteinander reden. Eine Nervenlektion bleibt es doch für Sie. Ich spreche die Einleitung und führe das Telefongespräch zwischen beiden vor. Erfolgt die Unterhaltung in japanischer Sprache, dann wird den Hören die Ueberlegung durch Dr. Hanneken übermittelte.“  
„Sst er da?“  
„Selbstverständlich! Also gute Hoffnung, Direktor. Ich nehme Sie nachher mit ins Werk. Wir steigen über die Einfallsbahn und begaben uns ins Laboratorium, dort steht alles zur Aufnahme bereit. Als Dr. Hanneken ist dort. Sobald Mr. Tate das Hotel verläßt und sich einen Wagen nimmt, werden wir telefonisch angelernt. Am gleichen Moment beginnt der Vortrag. Es schließt sich die Schallplattenvorführung an. Ehe Tate in das Zimmer Balls

gelangt ist, vergehen wenigstens vierzehn Minuten. In dieser Zeit muß es sich abgehandelt haben. Dann können mir das darauffolgende Gespräch. Wie es ausfällt? Hoffentlich recht gut.“  
„Die Hauptfrage ist, daß die beiden nichts von dem Gespräch hören.“  
Schulze schüttelte den Kopf. „Das ist ausgeschlossen. Weder in Balls Arbeitszimmer noch im Auto, das den Japaner fährt ist ein Kaufmannsgerä.“  
„Ob sie Englisch sprechen?“  
Schulze lachte. „Direktor Popper. Sie sind schon ganz nervös. Jetzt Schlief. Wir wollen klaren Kopf behalten.“  
In diesem Augenblick pochte es.  
„Der Tür wurde geöffnet, und zwei Polizisten traten ins Zimmer.“  
„Was wünschen Sie?“ fragte Popper ärgerlich.  
„Wir suchen Mister Schulze.“  
Der Deutsche trat vor. — „Und?“  
Der Polizisten überreichte ihm ein amtliches Schreiben. „Befehl des Gouverneurs. Mister Schulze werden mit sofortiger Wirkung aus Ohio verwiesen.“  
„Machen Sie keine lauten Witze, meine Herren!“  
„Ich muß Sie bitten, uns sofort zu folgen. Wir bringen Sie im Auto nach Cincinnati, und von dort aus werden Sie mit der Bahn fortgebracht.“ sagte der Polizisten.  
„Sehr nett, meine Herren. Wollen Sie mir nicht sagen, wer den Ausweisungsbefehl krantrag hat?“ fragte Schulze.  
„Mister Ball, wegen Aufregung der Arbeiterkraft und Uebertretung des Prohibitionsgesetzes.“  
Direktor Popper war entsetzt.  
„Im Gottes Willen, was machen wir da? Sie können doch nicht fort von hier.“  
„Meine Sorge, Direktor.“ lachte Schulze. „Sie sind im Bilde, und als Führer erhalten Sie Bob Huzlen, meinen Freund. Ich habe jetzt gleich mit nach Cincinnati und rede selbst mit dem Gouverneur. Bestimmt bin ich rechtzeitig wieder da.“  
„Ja, ja! Machen Sie es so. Das paßt aber miserabel. Miserabel!“ Popper war ganz ratlos.  
„Meine Herren.“ sagte dann Schulze höflich zu den Polizisten. „Sie sehen, das Zimmer hat keinen Ausgang. Bitte lassen Sie sich ins Vorgimmer zurück. Ich komme mit Ihnen, auf Ehrenwort. Nur um eine halbe Stunde bitte ich Sie. Die muß ich haben.“  
Schulzes Auftreten wirkte. Die Polizisten zogen sich ins Vorgimmer zurück.

Bob war nach zwanzig Minuten da. Noch einmal wurden alle Einzelheiten des Planes erzoogen. Es mußte klappen. Dann schüttelte Schulze den beiden die Hand.  
Und nach Cincinnati ging.

12.  
Der Präsident der Union, Benjamin Crofting, mochte einem Geschäftsabend bei dem bekannten Millionär Waltham.  
Die glänzende Gesellschaft von Waltham war vertreten. Man unterhielt sich ausgezeichnet, denn der Präsident war ein feiner, tatkundiger Mann, und es wollten alle, die ihn kannten, gern in seiner Nähe.  
Auch heute entzückte er seine Freunde durch seine vorreffliche Dialogführung. Er war ständig von einem Kreis umlagert, bis sein Sekretär, Mr. Bevington, kam und ihn eine Depesche überreichte.  
„Nicht umichtig, mein lieber Bevington? Ich habe auf nichts Umichtiges mehr Appetit.“ sagte der Präsident ein klein wenig verstimmt.  
„Nichts Umichtiges, Herr Präsident. Etwas ganz Kariköles.“ antwortete der Sekretär sehr verbindlich.  
„Dann zeigen Sie einmal her.“  
„Nahm die Depesche und las sie fopschüttelnd, steckte sie ein und feuerte dann direkt auf den Hausjungen zu.“  
„Gegen Sie, mein lieber Waltham, ich möchte heute abend gegen unsere Station hören. Können Sie Ihren Radioapparat einschalten?“  
Mr. Waltham sah überrollt den Präsidenten an.  
„Guten Abend, Herr Präsident. Was gibt es denn Umichtiges?“  
„Ich weiß es nicht. Cincinnati vertritt über Schenckstadt eine Gesandtschaft zu bringen, und da ich außerdem telegraphisch eingeladen worden bin, zu hören, möchte ich es nicht veräumen. Ich bin ein klein wenig neugierig.“  
Beide lachten.  
„Was kann aus Cincinnati Gutes kommen?“  
„Und wenn schon! Ich bin gespannt. Ich bin von Waltham eingeladen worden. Und in Waltham sind die Morefield-Werke. Ich habe drum ein besonderes Interesse.“  
„Ganz recht, Waltham.“ entkam sich der Hausherr. „Waltham! Walthams. Dort ist in die vergangene Nacht ein fürchterliches Verbrechen verübt worden.“  
Der Präsident fluchte, überlegte dann: „Verbrechen? — Ich weiß nichts davon. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich heute noch keinen Blick in die Zeitungen getan habe.“  
Schlamm Mr. Waltham. Erzählen Sie mir, was in Waltham passiert ist.“  
(Fortsetzung folgt)



# Das Leben im Wort

Nr. 40



Unterhaltungsbeilage



1927

## Die Sirene / Roman von Robert Walter

(Erstdruck)

(Zehnte Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Kurze Inhaltsangabe zu unserem bisher veröffentlichten Romanentwurf: Kapitän Klindworth ist nach langer Seefahrt mit dem „Arion“ heimgekehrt. Ein Ereignis an Bord während der letzten Tage der Fahrt hat ihn im Innersten erschüttert: er fand auf seinem Schreibtisch neben dem Bildnis seiner leidenschaftlich geliebten Frau Gela die Photographie eines unbekannten Frauenzimmers, das Gelas Züge trug. Noch ist ihm der Ursprung dieses Bildes rätselhaft; aber seine nahestehenden Zweifel an Gelas Treue finden bei seiner Heimkehr ihre Bestätigung. Gela hat den jungen Nieder-Altenschen, Klindworths Bräutigam, in ihren Haart gesogen und erreicht, daß ihrem Mann die Führung des neuen Schiffes „Nereide“ übertragen wird, die ihn in kurzer Zeit wieder aus der Heimat fortführen soll. Trotz des Widerstandes

der Schiffbesatzung, die den Fluß der „Geisernacht“ fürchtet, bestimmt Klindworth den Sonntagstag zur Ausfahrt des neuen Schiffes. — Klindworth muß die Führung des Schiffes übernehmen, denn sein Heiratsplan, sich von nun an ganz der Pflege seines wunderbaren Gartens zu widmen, scheitert an der Nachricht, daß sein sterbender Bruder, der eigentliche Besitzer des Gartens, seine beiden Kinder nicht, die für Erbe antreten sollen. Sie treffen plötzlich eines Abends bei Klindworth ein, und er übergibt den jungen Mäthen und seine Schwester Fanny der Obhut des alten Gärtners Rabung. Die „Nereide“ gerät in dichten Nebel. Trotz dauernden Signalgehens merken Kapitän und Steuermann plötzlich mit Entsetzen, daß ein anderer Dampfer dicht vor ihnen ist.

„A!“ deutet Kolling entsetzt. „Topplampen — das grüne Licht drunter — die Topplampen gehen auseinander, Kapitän!“  
„Zuwohl! Der Esel nimmt noch verkehrten Kurs!“ knirscht Klindworth. „Maschine voll voraus!! Langes Signal!“

Unheimlich vor ihnen wälzen und wachsen die Formen eines Schiffsrumpfes aus dem Nebel — lautlos — erstorben! Die Maschine stampft mit äußerster Kraft.

„Wir kommen nicht vorüber!“ ruft Kolling, „er rammt uns!“  
„Ruder hart Backbord!“ kommandiert Klindworth.

Sie stieren — atemlos —  
„Wir kriegen die Breitseite nicht mehr —“ ächzt Kolling, „zu spät —! Festhalten!“ schreit er.

In diesem Augenblick schlägt der Donner mittschiffs ein — ein beständiges Krachen, splitterndes Schreien, ein hingeringendes Kreischen! Schwer legt sich die „Nereide“ nach Steuerbord — richtet sich wieder auf —! Hingeleitet die düstere Gestalt des Fremden — zwei Menschen an der Reling, lebendig erstarrt! Rauschend stürzt das Wasser ins Deck!

„Wie heißt ihr?“ brüllt Kolling. „Sallo! Weshalb habt ihr nicht geblasen?“ — Stille — keine Antwort. „What is the name of your ship?“ — Schweigen — kein Laut von drüben! Hingeleitet der schwarze Spul. „Schurken! Halunken —!“ Unjournst — stumm verstaucht das rauschende Gepeinst — versinkt heckwärts flüchtend im Nachdünster —

„Fertig!“ stößt Klindworth hervor, wie in spöttischer Wut lachend. „Aus!“ Er richtet sich auf. „Maschine halt! Signale geben! Das Notsignal! S. O. S.!“

Der Telegraphenhebel schrillt zum letztenmal. Der zweite Steuermann stürzt ins Morozimmer.

„Freiwache wecken! Alle Mann an Deck! Boote klar machen und aussetzen! Kolling, Sie nehmen das erste Boot! — Die Schiffspapiere mit ins erste Boot —“ Die Worte vergehen unterm wachsenden Rauschen des einstürzenden Wassers. Langsam — unheimlich lehnt sich der zertrümmerte Schiffsrumpf nach Backbord über.

Lärmende Rufe der Mannschaft vom Quartier übers Vorderdeck hin —! Die Stimme des Steward an der Kombüse: „Achtung! Die ganze Reling ist abgeschalt!“ Der Morseapparat summt wie eine riesige, kreiswirbelnde Hummel — angstvoll. Der Bootsmann tobt und jammert

— er hat recht behalten — kassakert wie ein altes Weib — die Unterirdischen haben recht. Die Notsignale verstummten — der Telegraphist rennt nach unten.

Klindworth lacht willenlos in sich hinein — steigt schräg schon durchs Kartenzimmer nach Steuerbord empor — gleitet am Geländer der steilen Treppe langsam zur Tür seiner Kajüte hinunter. Ueber ihm Getrappel — Geläufe — Kollings harte Stimme dazwischen — an den Bootsgalgen das Klappern der Gerüsthölzer. „Alles klar — sind die Zurrings los?“

„Alle los!“ — Da oben schreien und rumoren Menschen, die sich ans Leben klammern —

„An die Takel! Gleichmäßig verteilen! — Fertig — heißt auf!“

Klindworth hängt in der offenen Tür — ein Geizer klettert vorbei — „Da —“ er sieht ihn nicht, langt die Ledermappe hinüber, „die Papiere — ins erste Boot — Kolling!“ Er lehnt drinnen gegen die Kajütenwand. — Mensch der Schuld, was gehört dir? — Nichts! Das Erbe — hast du es weitergegeben? — Das Leben nach dir —? Nichts! Deine Schuld — deine Schuld —! Er stützt sich — liegt schon auf der Wand —

„Heißt auf — macht fest — rauf zum Ausschwingen!“ — Gepolter — Mechzen — Rufe —! Unter ihm braust und gurgelt das Wasser — das Licht strahlt grell und erlischt — wankende Dunkelheit —! Verkampftes, wütendes Geschrei am Aufbaudek der Steuer-

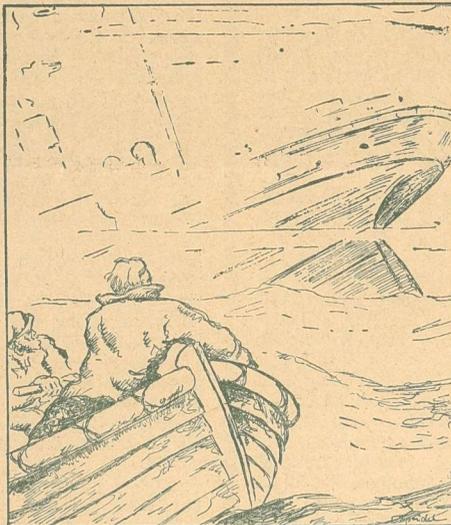
bordseite — die Stimme des zweiten Steuermanns: „Zurrings los — aufheizen — los, los — schiebt das Achterende!“ — Merkwürdig, wie hoch die Stimme gellt — Angst? — „Fiert an die Reling —!“ Lichter jachtern — Helle — Dunkelheit — „Hierher!“ — Schreie — die Ingenieure —?

„Klappen —!“ brüllt Klindworth.

„Kapitän —?“ Die Stimme horcht erschreckt.

Er fällt aus der Tür — „Ich komme!“ schreit er. „Sofort!“ — Halsert am Eisengeländer zum Deck hinunter — die Füße im Wogenquirlen. — Vor ihm — der Wassersturz hinab — schäumend in den Schiffschlund —! Die Reling weg — die Stahlplatten aufgerollt — kaum zu erkennen — wie Hobelspäne —! Tand — versinkend — das Endliche, was ist und nicht ist! — In Nacht, Tiefe und Höhe — ins Unendliche —! — „Kapitän — Kapitän —!“ Zwei Stimmen — oben steuerbords — „Hier! Ich komme!“

Im Nebel vor ihm — aus der Dunkelheit Kollings Kommandoworte — „Niemen bei! — Rudert an!“ — Er



## Herbstmittag

Von Heinrich Peters, Göttingen.

Der weiche Herbst mit blassen Farben  
umspielt das rote Siegeldach,  
im Felde stehen letzte Garben  
und trauern ihren Schwestern nach.

Wie klar und schön der Mittag schreitet!  
Wie tief die Stille ringsumher!  
Die Ferne liegt dem Blick gebreitet  
als wie ein blaues weites Meer.

Derstohlen zittert durch die Bäume  
das Sonnenlicht und spielt und lacht.  
Die Luft ist voller Mittagsräume,  
die tiefer als der Traum der Nacht.

Ein Vogel zwitschert schlafestrunken,  
von irgendwo ein Wagen knarrt.  
Das Leben ist im Glück versunken,  
im Glück der holden Gegenwart.

Und mählich sinkt die Wimper nieder,  
schon lockert sich der Seele Band;  
ein süßes Sehnen löst die Glieder  
gleich einer weichen Frauenhand.

läßt die Eisensprossen los — schnellst mit den Füßen ab —  
klettert an Deck empor, vierbeinig — scharrt hinauf —  
an den Lukenbolzen — den Berg empor — gedankenlos —  
ausgelöscht —

Und durch die leichte Dämung hin das Klatschen der  
Auderblätter — abtredend vom Schiff — in Nebel-  
schwaden und starre Finsternis — Rufe von Boot zu  
Boot —! Ein dunkles Aufrauschen, stöhnend — das  
Brauſen noch einmal — und rüdtreibende Wirbel —  
Die „Nereide“ ist hinunter. Fern übers Meer gelbt der  
stumpfe Gesang der Dampfpeisen — — die Nebel-  
hörner jagen — die Sirenen — —

Kurz vor Büroſchluß des nächsten Tages stürzt der  
Reedereibote in Fichtelmanns Zimmer, das Telegramm  
vor sich —: „Die Nereide“ ist untergegangen!“ Der Proku-  
rist reißt am Papier, jäh totenblaß — und liest —:  
„Nereide“ im Nebel gerammt und gesunken. Boot mit  
neun Mann von Dampfer „Lothario“ gerettet, eintreffen  
morgen. Zweites Boot abgekommen. Kolling.“ Fichtel-  
mann schwankt und bricht zusammen — beide Arme über  
dem Rechnungsbuch.

Nach einer Weile — er tastet sich in den Hauptraum  
— versucht zu sprechen — „Sie wissen es —“ Das Unheil  
steht schon auf den Gesichtern eingekerbt — er nickt, wie  
befähigend. „Nachtdienst.“ sagt er, „vereinbaren Sie  
die Ablösungen unter sich. Die Post muß benachrichtigt  
werden — sämtliche eingehenden Telegramme soll man  
sofort telephonisch herübergeben. Alles — was die  
„Nereide“ betreffen könnte, wird dem Chef und mir gleich  
gemeldet —“

Er steht augenblickelang wartend und hilflos — die  
Gedanken sind nicht bei ihm — und kehrt in sein Zimmer  
zurück. Endlich ermannt er sich und zerrt den Hörer ab  
— vernimmt unklar Alvenslebens Stimme und zwingt die  
Worte zur Ruhe, während ihm der Atem unterm Halse  
stodt — horcht in unverständliche Fragen hinein — ant-  
wortet dazwischen — hört noch einen zerpfeiften Seufzer  
wie einen Schrei herüberſchallen — und legt den Hörer in  
die Gabel —. Die Zahlen und Buchstaben der schönen  
klaren Seiten vor ihm schwirren und tanzen. Er klappt  
das Buch zu — und beginnt, sich zu besinnen — Gedanken  
mühsam aneinanderzuknüpfen —. Nach zehn Minuten  
meldet der Bote das Auto, das ihn in die Villa Alvens-  
leben holt.

\*

Wie ein zu greller Wirklichkeit erwachter Traumspuk  
läuft die Kunde vom Untergang der „Nereide“ durch

Geestholm. Ein Boot ist noch nicht gelandet — vielleicht  
im Nebel überannt oder verspätet aufgefunden? —  
Sieben Menschenleben! Auf den kleinen Straßen am  
Hafen, zumeist von Schiffen bewohnt, häufen sich die Er-  
schreckten und Besorgten — ein paar weinende Frauen  
darunter, um die sich Neugierige, empörte Ankläger,  
Trostzusprechende und jene Hellsichtigen sammeln, die das  
Unheil vorausgesagt haben. Weshalb mußte das neue  
Schiff zur unglücklichen Stunde ins schwere Wetter? —  
Das Schiff nicht — der Kapitän! — In Doppelschichten  
ließ der Reeder laden — nur, um eine Nacht zu gewinnen  
— eine Nacht! — Und das Geldgesicht des Reichen ist  
gleichsam der Preis an das Schicksal gewesen, zuzuschlagen!  
— Bedenkenlos lärmten bald die Bestätigungen und Ver-  
wünschungen. Einige Gemäßigtere, von eigener Hilfs-  
losigkeit gehalten, wenden sich schweigend weiter. Und vor  
dem verschlossenen Portal der Reederei auf der Hauptstraße  
sammeln sich die Wartenden in den Abend.

Nach kurzer Besprechung hat Alvensleben den Proku-  
risten Fichtelmann entlassen. Während er die geschäftlichen  
Auswirkungen des Schiffsverlustes erörterte, die not-  
wendigen Vorkehrungen fast überflüssig erledigte und alle  
die menschlichen Dinge mit keinem Wort erwähnte, hatte  
er sich, schroff und ungebühdig gegen den zuverlässigen Mit-  
arbeiter, nur gewaltſam aufrecht gehalten. Aber schon  
eine Viertelstunde danach bricht er unter Gesa Alvens-  
lebens Umhassungen und Tröstungen, unter ihren  
leuchtenden Tränen, verſteckten Frohlockungen zusammen.

Natürlich — kein Verständiger konnte ihn irgen-  
deiner Schuld am Untergang der „Nereide“ anklagen. Geschäft-  
liche Verluste außerhalb der Versicherungsdeckung trafen  
ihn selbst. Noch blieb es unentschieden, ob Menschenleben  
verlorengegangen waren. Es mußte sogar als wahrschein-  
lich angenommen werden, daß niemand — daß auch das  
zweite Boot —! Vielleicht waren sie nur im Nebel  
abgetrieben — oder von einem ausgehenden Schiff auf-  
gefunden — in Holland — Belgien oder England ge-  
landet —?! Und Alindworth? — Was konnte man in  
dieser Markterkundung wissen? — Gesa nannte ihn nicht —  
aber, er fühlte es, hinter ihren Worten loderte die Hoff-  
nung, die unbarmherzige, hahngeduldige, zu jenem, der sie  
mit seinem Tod befreien würde —! Schauervolle Aengste  
schütteln in Alvenslebens Brust — er selbst, nein — der  
Gedanke, Alindworth könnte ertrinken, könnte freiwillig  
in den Tod gegangen sein, schenkt sein Empfinden für die  
Frau quälervoll hinweg — obwohl der Kapitän Alindworth  
niemals um die verlorene Ehefrau — viel eher um des  
verlorenen Gartens willen — nein, auch das nicht!  
Alindworth war kein Schwächling — oder gehört zum  
freien Tod nicht doch ein Uebermaß von Kraft oder Ver-  
zweiflung? — Aber wenn dieser Mensch, der ihn im Wege  
gewesen ist, den er seit Wochen hundertmal für alle Zeit  
hinweggewünscht hat — nun nicht mehr wiederkommen  
würde?! — Unerträglich — wie sein Begehren jetzt Gesa  
an sich reißt und im gleichen Empfinden von sich stößt —  
unerträglich — der Tote zwischen ihnen! Und unmöglich  
— nun in Geestholm zu bleiben — auf Schritt und Tritt  
mit jedem Blick das Vergangene, das Unvergeßliche ein-  
zuschluden — die Menschen, ihre Gesichter zu erdulden —  
den Kampf mit der stummen, lastenden Anklage zu  
führen —! Nur hinweg von hier — auf einige Zeit hin-  
weg —! Aber, wird es möglich sein, zu flüchten, ohne die  
ganze Fülle von Groll und Lästerungen, von falscher Unter-  
stellung, und unverföhnlicher Feindschaft mitzuschleppen?  
(Fortsetzung folgt.)

## Der Brief

Von Leo am Brühl, Mainz.

**Z**u ungewöhnlicher Stunde fuhr ich bei Elith vor.  
Und dennoch ermedete es den Anschein, als hätte sie  
mich erwartet, denn der eingeborene Diener führte  
mich ohne vorherige Anmeldung sofort zur Garten-  
terrasse. — Elith stand dort und beschäftigte sich mit  
ihrer arabischen Slanghi-Hündin. Das Tier hörte meinen  
Schritt, wandte den feinen, schmalen Kopf und sah mich stumm  
an; dann drängte es sich gegen seine Herrin, die in Gedanken  
versunken schien. Elith beugte sich leicht über die Steinbrüstung,

ihre schmale, wohlgepflegte Hand streichelte wie beruhigend das glänzende Fell des sandfarbenen Hundes.

Betäubend drang Duft aus tausend Blüten vom Garten herauf, goldstimmend lag Sonnenglanz über dem sattem, leuchtenden Grün der frischen Blätter und über der dunkelviolett und karminroten Pracht der Hibiskusblumen. Ueber Liliths mattscheinendem Haar tanzte ein Strahlenlanz von silbernen Feuern. Einen Augenblick verharrte ich reglos und sog wie dürstend das wunderame Märchenbild in mich.

Als hätte sie meine Bewunderung körperlich erfüllt, wandte Lilith sich nach mir um; ein traumhaftes Lächeln, von dem sie nichts zu wissen schien, spielte über ihr weiches Gesicht. Eine Weile, unendlich lang und kurz zugleich, standen wir einander gegenüber und schauten uns an.

Der Brief knisterte in meiner Rocktasche, und in diesem Augenblick glaubte ich nicht, daß ich ihn abgeben würde.

„Ich freute mich,“ drach Lilith das Schweigen, indem sie auf mich zukam und mir die kühle Hand reichte, „daß Sie meine Bitte nicht abgelehnt haben und doch heute zu mir gekommen sind. Werden Sie mich also übermorgen ins Gebirge begleiten? — Ich nehme außer den Dienern, die unentbehrlich sind, keinen Menschen mit. Wollen Sie das Alleinsein mit mir wagen?“

Ich antwortete verwirrt, ohne Instände zu sein, folgerichtig zu denken; wie eine überstarke Hypnose wirkte Liliths Nähe auf mich. Es war mir, als sei ich hilflos, dünn, wie ausgeschöpft. Alles, was mir sonst zur Unterhaltung taugte, was ich sprudeln um mich schießen ließ wie ein buntes Feuerwerk, alles das dünkte hier banal, fad, überflüssig. Unwürdig, dieser märchenhaften Frau geboten zu werden.

Ein riesiger Fuder, das bronzene Gesicht starr wie eine Chinamaste, brachte Wein und Früchte.

Dann saßen wir im Schatten eines uralten Mangobaumes, umgeben von Orchideenblüten voll herausfordernder Farbenpracht. Kein Wort störte die Stille des tropischen Gartens. Einmal trafen sich voll unsere Blicke und stießen ineinander wie kämpfende Reiter, dann wieder sahen wir lange Minuten aneinander vorbei.

Zu meinen Füßen zusammengekauert lag Mara, die Hündin, und blickte mit klugen, sanften Augen herauf.

Lilith legte die Hand auf meinen Arm, eine heiße Welle schlug in mir hoch.

„Wir werden den Abendzug morgen benutzen. Die Pferde lasse ich heute schon verladen, damit sie übermorgen frisch sind.“

Ich hörte die schmeichelnde Stimme und mußte mich zwingen, den Sinn der gehörten Worte zu verstehen.

Auch Mara möchte ich mitnehmen; sie mag sich in den Pflanzungen austollen.“

Wieder spürte ich den Brief in meiner Tasche. — War alles Lüge, was der Freund erfahren hatte? — Würde ich das Opfer eines Verrats, eines ungeheuren Betrugs an mir selbst, wenn ich den Brief abgab? — Stürzte ich in eine Falle, die mir ein unbekannter Nebenbuhler tückisch gestellt hatte?

Die Warnungen, die man mir hatte zukommen lassen, waren dichter geworden und deutlicher in den letzten Tagen.

Lilith war die Tochter eines europäischen Offiziers und einer Eingeborenen höchster Rasse; seit Jahren waren die Eltern verstorben, und Lilith wohnte allein in dem palastartigen Gebäude, das das Erbe der Mutter gewesen war. Große Pflanzungen in der Sochebene gehörten zum Familienbesitz; die ganze Verwaltung lag allein in Liliths schmaler Hand. Aber — und hier begannen die Bedenken — man glaubte zu wissen, daß Lilith nur äußerlich ihrem Vater gleich, und daß das Weiche, Anschmiegende ihres Wesens nur gut durchgeführte Verstellung sei. Inzuehem aber sei das Mädchen mit allen Leidenschaften ihrer asiatischen Heimat belastet, so daß eine Verbindung die größten Gefahren in sich berge. Man sprach von zwei jungen englischen Offizieren, die sich im Vorjahr erschossen hatten.

Und dann, als ich nicht glauben wollte, was die Gerüchte um mich freuten, bat man mich, es zum wenigsten auf eine Probe antommen zu lassen; der Race-Klub — die ganze Europäerkolonie schien interessiert — wollte statt einer Jagd, die in dieser Jahreszeit nicht stattfinden konnte, eine Schnitzeljagd veranstalten und dazu Lilith einladen. Ich sollte nur eines: während des Rennens in ihrer Nähe bleiben und sie beobachten, wie das Jagdfever die Maske herunterriß, wie sie — graufam und gefühllos — das Jagdopfer reiten würde. — Nach langem Zögern willigte ich ein. Übermorgen in der Frühe sollte die Jagd sein. Übermorgen in der Frühe.

In meiner Tasche knisterte die Einladung des Race-Klubs, fühlte ich den Judasbrief. — — —

„Wie lange besitzen Sie Mara?“ fragte ich, um etwas zu sagen.

„Man schenkte sie mir, als sie sechs Wochen alt war. Ich zog sie auf.“ — „Hat sie nie gejagt?“

„Einmal inszenierte ich eine Kaninchenjagd. Ohne Erfolg. Mara jagt nicht; ich glaube, daß sie zu bequem ist.“

Das Tier, das seinen Namen hörte, erhob sich langsam, lehnte sich an mich und sah seine Herrin an.

„Sahen Sie einmal einen Windhund jagen?“ fragte ich und empfand dunkel, daß ich ungewollt in das Thema glitt, das mich so sehr beschäftigte.

„Nein, ich kann mir nicht vorstellen, daß das zahme, schmeichelnde Tier jagt und tötet!“

Ich habe vor Jahren in Rußland mit einem Barsoi-Kudel Wölfe gejagt, und der Wolf ist kein zu unterschätzender Gegner. Von der Zähmheit der Hunde bleibt keine Spur, sie sind zu Bestien verwandelt.“

Lilith griff eine pralle Frucht und schälte sie umständlich; eine Sekunde hatte ich das Gefühl, als habe sie aus den Augenwinkeln blitzschnell zu mir herübergeschaut. Wie in plötzlichem Mißtrauen.

Hatte sie mit feinen Nerven meine schmerzenden Zweifel empfunden?

Sie legte die Frucht zurück, erhob sich unvermittelt und ging einige Schritte in den Garten hinein; Mara folgte ihr.

Die Unsicherheit in mir wuchs. Trieb mich auf aus meinem Sessel.

Ich trat hinter Lilith, die wie träumend mit einer blutroten Blüte spielte, der giftigsten des ganzen Gartens.

Da — alle Adern erstarrten in mir — fuhr es mir heraus:

„Würden Sie übermorgen eine Schnitzeljagd des Race-Klubs mitreiten und die Fahrt ins Gebirge um wenige Tage verschieben?“

Ohne sich umzuwenden, ohne zu zögern, gleichsam als sei sie vorbereitet auf diese Frage, gab Lilith leise zurück:

„Wenn der Race-Klub mich eingeladen hat, reite ich. Zeige war ich nie.“

Ich schrak zusammen. „Zeige?“

„Zeige!“ Lilith fuhr herum; ihre Augen waren lodrende Abgründe. Ich sah, daß ein Fiktern über sie lief. „Ich kenn die Herren vom Race-Klub.“

„Wenn Sie nicht wollen, Lilith,“ sprach ich langsam mit fremder Stimme, „dann soll es bei unserer Abmachung bleiben. Morgen abend!“

Lilith hatte sich gefaßt. Sie lächelte selbst, ein wenig überlegen, klopfte mir gegen alle Gewohnheit kameradschaftlich auf die Schulter und sagte, als gelte es, ein unangenehmes Thema raschnöglichst zu beenden:

„Sie werden die Einladung des Klubs mitgebracht haben. Geben Sie mir den Brief.“

Ich zog das Papier und hielt es unschlüssig in der Hand. Da griff sie danach und entriß es mir.

„Wir sehen uns übermorgen am Sattelplatz!“

Ich taumelte. „Verstehe ich recht . . .?“

„Es ist spät geworden,“ unterbrach mich Lilith und reichte mir die Hand zum Abschied, „auf Wiedersehen bei der Schnitzeljagd!“ Es klang wie ein Befehl.

Starr, unfähig, ein Wort noch zu entgegnen, verbeugte ich mich, als sei ich der Fremdeste in diesem Hause. Wandte mich langsam, absichtlich langsam, immer mit der versteckten armseligen Hoffnung, daß etwas noch geschehen müsse.

Auf der obersten Treppe stand der Fuder, unbewegt die frassenhafte Maske, und hielt Hut und Stod.

Ich ging. In mein zerstücktes Denken grollte ein dumpfes, halb unterdrücktes Knurren, böse und voller Tücke: Mara, die Cloughi-Hündin.

Da wußte ich, daß — es spät geworden war.

— — — Am übernächsten Tag ritt ich Seite an Seite mit Lilith die Schnitzeljagd des Race-Klubs.

Dann sah ich sie nie, nie wieder . . .

## Etwas von der Sparsamkeit

**B**is vor dem Kriege bedeutete es ein hohes Lob, wenn man von jemand sagte, daß er sparsam sei. Für den gediegenen Mittelstand war Sparsamkeit eine gebotene und selbstverständliche Tugend. Es gab Ausgabern, die man einfach nicht machen durfte, wollte man nicht seinen Ruf gefährden, und manche Kreise hatten die Kunst, sparsam zu sein und dennoch standesgemäß aufzutreten, zu einem hohen Grade entwickelt. In Deutschlands schweren Jahren kamen die Leute zu ungeahntem Ansehen, die aus nichts etwas zu machen wußten, die es verstanden, ein Kleid, einen Rock zehnmal umzudrehen und ihm doch noch ein gewisses anständiges Aussehen zu bewahren.

Das ist nach der Inflation rasch anders geworden. Heutzutage gilt es bei manchem nicht als Lob, wenn wir von jemandem sagen, daß er sparsam sei. Windstößen würde jeder glauben,

lich deshalb entschuldigen zu müssen. Ja, es ist dahin gekommen, daß sich die meisten Menschen nicht mehr schämen, zu gestehen, daß sie kein Geld haben, weder im Hause, noch auf der Bank. Das hindert freilich nicht, daß sie sofort wieder Ausgaben machen, sobald sie ihr Gehalt empfangen, und zwar Ausgaben, die in kurzer Zeit dahin führen müssen, daß sie wieder ohne einen Pfennig dastehen. Es ist, als ob viele den Maßstab verloren hätten, was nötig, was erschwänglich ist. Bei der Beratung der Beamtengehälter wird unumwunden ausgesprochen, daß der überwiegende Teil der Beamten Schulden habe. Das wäre früher undenkbar gewesen. Mit seinem Gelde nicht auszukommen, galt für eine Schande, die man ängstlich verbarg und sicherlich niemals zur Kenntnis seiner Behörde kommen ließ. Man verzicht es eigentlich nur Studenten und Leutnants. Für jeden anderen ehrjamen Bürger war ein Bankkonto oder ein Sparkastenbuch eine ganz selbstverständliche Voraussetzung. Wenn man die teuren Kaffeehäuser, die guten Gaststätten mit ihrem ungeheuren Besuch ansieht, so fragt man sich vergeblich, woher die Leute alle das Geld nehmen. Es ist, als ob irgend etwas versage: Die höheren Gehälter, die doch in Wahrheit weniger Kaufkraft besitzen als früher, scheinen zu dem Trugschluß zu verführen, daß man sich entsprechend mehr leisten könne. In Wahrheit hatte man früher in den meisten Fällen außer dem Gehalt noch die Zinsen eines wenn auch noch so bescheidenen Vermögens und dachte gar nicht an teure Theaterbillets mit nachfolgendem Kaffeehausbesuch, Autofahren usw.

War man deshalb früher weniger glücklich?

Ich glaube, das wird niemand behaupten wollen. Man klagt jetzt so viel über die Schwere der Zeit, aber wann wäre die Arbeitszeit eine so beschränkte gewesen? Man sollte immer wieder darauf hinweisen, daß die Menschen früher viel mehr und viel länger arbeiten mußten für geringeren Lohn, dann würden mit der Zeit doch manche zufriedener werden.

Ganz allgemein sollte auch immer darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Unsicherheit, die sich eines Menschen bemächtigt, der gar keinen finanziellen Rückhalt hat, nicht dazu dient, glücklich zu machen. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die Mode der seidenen Strümpfe, der eleganten Schuhe und all der andern reizvollen Sachen an den Geldbeutel des Durchschnittsmenschen zu große Anforderungen stellt, daß Reisen mit allem Drum und Dran nicht ohne Geld zu machen sind. Dennoch werden sie gemacht von Leuten, die nicht, wie man es früher tat, ein Jahr daraufhin gespart haben. Und es scheint beinahe unmöglich, unserm Volke alle die kostspieligen Gewohnheiten wieder ab- und die Zufriedenheit früherer Zeiten wieder anzugewöhnen.

Vielleicht — man möchte es hoffen — ist die Wochenendbewegung der erste Schritt auf diesem schweren Wege. So wie es früher der Ehrgeiz des Handwerkers war, ein Haus sein eigen zu nennen, in dem er am Ende seines arbeitsreichen Lebens frei wohnen konnte, so wird vielleicht die rührende Sehnsucht des Großstädtlers, ein Fleckchen im Grünen sein zu nennen, den Spartrieb wieder beleben. Es ist ja nicht nötig, daß man es macht, wie es früher so oft geschah, daß man sich alles versagt in den Jahren, in denen man am meisten imstande wäre, zu genießen, um nachher wenige Jahre hindurch ein sorgloses Leben zu haben. Es ist ebenso unklug, sich gar nichts zu gönnen, wie alles auszugeben und nichts zu sparen. Noch verkehrter ist es allerdings, sich nach den Ausgaben des Nachbarn zu richten, der vielleicht dreimal so große Einnahmen hat. Schließlich wird man niemand höher achten, weil er mehr Geld ausgibt, als er beantworten kann.

Wer seine Ausgaben nicht sehr gut einzuteilen versteht, sollte sich auch vor dem Kaufen auf Abzahlung hüten, soll ihn nicht der Tag, an dem der Teilbetrag fällig ist, jedesmal in Verlegenheit setzen. Für ihn wäre es klüger, sich erst den Betrag für den neuen Teppich, den teuren Mantel zu sparen, ehe er zum Kaufe schreitet. Viele werden erstaunt sein, daß es gar nicht immer großer Summen auf einmal bedarf, um doch zum Ziele zu kommen. Die Millionäre sind es ja nicht, die den Reichtum des Staates ausmachen, sondern die Bäcker, die Schlächter, die Kaufleute, die regelmäßig etwas von ihrem Gewinn beiseite legen, woraus sich der Fonds bildet, aus dem das Rad des Handels getrieben wird. In Amerika rebet man allerdings diesen großen Anschaffungen auf Abzahlung das Wort. Unsere Arbeiter würden aber mit weniger Reid hören, daß drüben jeder Bauhandwerker im „eigenen“ Auto zur Arbeit fährt, wenn sie wüßten, daß dieses Auto nur auf Abzahlung gekauft ist und daß der Besitzer, wenn er heute seine Stelle verliert und nicht weiter abzahlen kann, es zurückgeben muß und alle bis dahin bezahlten Raten verliert.

Jede Mark, die wir sparen, trägt zum Wohl und Gedeihen des Landes bei, und eine Hausfrau kann viel sparen im Laufe eines Jahres, ohne in den Ruf des Geizes zu kommen, nur indem sie den Haushalt beaufsichtigt, ihren Kindern klar macht, daß es viel angenehmer ist, eine Rückendeckung für trübe Tage

zu haben, als bei allem dabei zu sein in Kleidern, die die Verhältnisse übersteigen. Wir haben so viele Wandlungen mitgemacht innerhalb der letzten zehn bis zwölf Jahre; wir werden es auch wohl noch erleben, daß die heutige Jugend zu der Erkenntnis kommt, welch ein prachtvolles Heimatgefühl ein eigenes Häuschen gibt, dessen Besitz freilich durch den Verzicht auf so mancherlei angenehme Ueberflüssigkeiten erkauft sein will!

E. Fries.

## Heimat

Von Karl Demmel, Neustrelitz.

Heimat — welch wundervolles Wort! Der ist arm, der nichts von Heimat weiß. Geh' durch die lagendsten Auen, spüre die Sonne herrlichster Gestirde — aber in mancher einsamen Stunde pocht dir das Heimweh ans Herz. Du finst und finst!

Und ist es auch nur eine alte, verschämte Gasse, wo du deine Kindheit verlebtest — es ist dir wie ein verschwiegenes Königreich.

Der Klang deiner Heimatglocken geht dir nach in unendliche Weiten.

Du mußt auch einfache Schönheiten begreifen lernen. Deine ureigenste Menschenart wurzelt nur in deiner Scholle. Denke einmal darüber nach!

Nenne nicht beschauliche Versunkenheit öde und nichtsagend. Alles hat seinen Glanz, wenn du es ins rechte Licht stellst.

Du abest dich selbst, wenn du anderen die stillen Wunder deiner Heimat berichstest. Besinnliche Naturen laufen auf.

Und wenn du das Wesen deiner Heimat erst lieben und verstehen lernst, über die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner mit dir zu Rate gehst, bist du auf dem besten Wege, auch dein großes, herrliches Vaterland zu begreifen.

Heimat ist alles. Und Muttersprache ein köstliches Ding.

„Dat is un blivwt en egen Sak  
Uem Heimatleiw in Wunderprat!“



## Reittier

„Nein, Püppchen, ängstige dich nicht! Nein,

der Karo wird so wild nicht sein!

Paß auf, das Reiten geht famos,

ich lasse dich gewiß nicht los.“

Es dauert bloß ein paar Sekunden,

da liegt das Kind im Graje unten!

Der Karo raste plötzlich los —

Und, ach, da war das Unglück groß!

Das Püppchen schreiend lag im Graje,

voll Erde Augen, Mund und Nase —

Und auch der feine Puppenwagen

kann solche Sachen schlecht vertragen!

Der weise Bruder aber spricht:

„Ja, Karo ist kein Reittier nicht!

Und auch nicht brauchen darf man ihn

zum Puppenkinderwagen — ziehn!“

Wie schlaue der ist, ist nicht zu sagen! —

Dabei hat er's doch vorge schlagen!

M. M. Behrens, Rostock.

